

Manfred Mixner

Die Generalin

Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

1. Auflage Oktober 2017

literatur nr. 84

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Coverfoto: Privatarchiv Mixner

Autorenfoto: Wilfried Gottwald

Druck: Bookpress.com

ISBN 978-3-903144-35-4



Manfred Mixner

Die Generalin

Roman

Ursprünglich schrieben und sprachen die Dichter über sich, mit sich und miteinander und lösten Schritt für Schritt und Wort für Wort ihre Existenz auf, um sie durch Literatur und Poesie zu ersetzen.

Helmut Eisendle

Das Reich des Menschen ist nicht das der Symmetrie oder das des Rhythmus, sondern das des Maßes. (...) Darum bedeutet der Mensch sich selber immer nur auf dem Umweg des Anderen. Daher bedeutet er – wenn ich so sagen darf – durch den Tod hindurch. Als Individuum. So ist er ein Zwischenwesen, stark und schwach, weise und töricht. Maß (zum Unterschied von Rhythmus und Symmetrie) ist: daß zwei Reiche da sind, Schein und Wesen, Kunst und Wirklichkeit. (...) Das Wort ist der Ausdruck dieses Maßes. Wort ist Maß.

Rudolf Kassner

NICHT ALLES, WAS UNSERE SINNE registrieren, nehmen wir wahr. Wir fragen gewöhnlich nicht, was mit dem Überschuss geschieht, ob der überhaupt in unser Inneres gelangt. Ich glaubte lange, dass wir alles Überhörte, Übersehene, Übergangene neben dem Verdrängten und Vergessenen im Unterbewusstsein lagern. Nun vermute ich, dass es das Ganze, nach dem wir uns sehnen, gar nicht gibt, und dass auch der Glaube an ein Unterbewusstsein auf einem Denkfehler beruht. Das Ganze ist mehr als die Fragmente, die wir im Gedächtnis haben. Die Genauigkeit des Formulierens darf sich, so sage ich mir, nicht vom Bedürfnis, etwas als Ganzes wieder ins Bewusstsein zu rücken, verführen lassen. Leicht wird solches Erzählen ermüdend. Meine Sprache darf Bilder nicht ausbleichen, nehme ich mir vor. Immer öfter tauchen in meinem Morgenschlaf lange Jahre zuvor erlebte Szenen auf, mit einer so verblüffenden Nähe zur Wirklichkeit von damals, dass ich mich – wohl auch gerne – täuschen lasse. Kürzlich sah ich in einem solchen Traumaugenblick den Schauspieler Erland Josephson in seinem Auto vor einem schwedischen Landhaus vorfahren, die nebelverhangene Herbstlandschaft mit den Birken und Föhren und Rhododendronbüschen. Unwillkürlich schob sich diese Filmszene in mein Traumleben und verlosch wieder. Das geträumte Bild war, als ich erwachte, mir noch bewusst, und ich erinnerte mich an den Fernsehfilm, dem es zugehört, und an den Abend, an dem ich ihn zum ersten und einzigen Mal gesehen habe. Auf seltsame Weise gab mir das geträumte Bild als Fragment eine Art von Sicherheit.

ABREISE VOM KURHOTEL AM 18. DEZEMBER 1952. Ein sonniger Wintermorgen. Der Wald war tief verschneit, es war kalt. Der Motor des alten schwarzen Autos ließ sich nicht starten. Das siebenjährige Mädchen mit den großen dunklen Augen hatte ein rotes Kleid an. Sie trug den Hasenfell-Mantel offen. Der alte Arzt stand neben dem Auto. Jemand hatte die Kühlerhaube aufgeklappt. Etwas im Motor war zugefroren. Die Frau des Arztes sprach mit dem Hotelportier. Ein Taxi blieb vor dem Hoteleingang stehen. Der Atem des alten Arztes dampfte. Auf seinem dichten Schnurrbart bildeten sich Eiskristalle. Die fahle Sonne wärmte nicht. Der Schnee blinkte. Ich weiß, dass ich das erlebt habe, aber ich sehe mich nicht, habe keine Erinnerung an mich selbst in diesem Bild, weiß nicht, wo ich stand. Abseits? Ich war damals viereinhalb Jahre alt. Oder schon älter. Was habe ich angehabt? Wie sahen meine Schuhe aus? Und warum waren wir in diesem Kurhotel? Eine Feier, festliches Essen. Die Frau des Arztes, meine Taufpantin, hatte ein Geheimnis. Sie war verführerisch schön. Ich stand nicht weit von ihr, sah sie im Gegenlicht. Während der Fahrt im Taxi vom Kurhotel zurück zum Wohnhaus des Arztes, meines Onkels, hielt das Mädchen, meine Cousine, meine Hand. Sie lachte. Der Oberkörper des Fahrers war eingepackt in eine dunkelbraune Lederjacke. Er hatte Leberflecken auf den Handrücken. Ich schaute auf seinen Nacken. Seine kurzen Haare waren schwarz. Die Haut hinter seinem rechten Ohr war schmutzig. Er roch nach einem Rasierwasser, das auf der Haut brannte und prickelte. Der Schnee auf der Straße war festgefahren. An der einen Straßenseite ein steiler Waldhang, an der anderen ein Holzgelenker, dahinter Büsche, ein halb vereister Bach. Überall Raureif. Sonnenstrahlen, dunkle Schatten.

GLEICH AM BEGINN DER SOMMERFERIEN 1959 habe ich den um vier Jahre älteren Nachbarjungen Herbert kennengelernt. Unser Ferienhaus stand ein wenig zurückgesetzt von dem Weg, der vom alten Frauenkloster über einen Höhenrücken hinunter zu den Reiner Teichen führte. Oberhalb von uns lagen zwei große Bauernhöfe, etwas abseits das kleine Häuschen, das sich ein Arbeiter der Papierfabrik Gratkorn gebaut hatte. Die Bauersleute betrachteten uns als Städter, die keine Ahnung vom Landleben hatten, und erst als sie erfuhren, dass mein Vater ganz in der Nähe auf dem Lande aufgewachsen war, blickten sie nicht ganz so mitleidig auf uns herab. Dass mein Vater im Frühsommer jenes Jahres als Erstes den alten, wie er meinte viel zu niedrigen Holzlattenzaun durch einen massiven, von einem Betonfundament getragenen Maschendrahtzaun ersetzt hatte, belächelten sie, so schien es mir. Unterhalb unseres nunmehr gesicherten Grundstücks wohnte Herbert mit seinen Großeltern in einer sehr alten Keusche. Der Wohnteil war aus Holz gebaut, der direkt anschließende Stall, in dem gerade mal eine Kuh, ein paar Hühner, einige Puter und zwei Schweine Platz hatten, aus Ziegelsteinen, von denen jedes Jahr ein paar Verputzstückchen mehr abfielen. Es war Herberts erster Urlaubstag nach seinem ersten Lehrjahr in der Bau- und Möbeltischlerei direkt hinter der Kirche der nahen Marktgemeinde. In den drei Wochen Ferien wollte er das Dach über dem Wohnteil des Häuschens ausbessern, der Hagel hatte im Vorjahr doch mehr Ziegel beschädigt, als er unmittelbar nach dem Unwetter nachts mit seinem Großvater ausgetauscht hatte. Ich war gerade auf dem Weg hinunter zu den Teichen, als Herbert aus der Tür trat. Ich blieb stehen, wies mit der rechten Hand verlegen zurück zu dem frisch eingezäunten Grundstück, sag-

te schüchtern, wir seien Nachbarn. Er lachte, drückte mir die Hand. Er heiße Herbert, sei Tischlerlehrling, und dann fragte er mich aus, woher wir kämen, in welchem Stadtteil wir wohnten, was mein Vater von Beruf und ob meine Mutter Hausfrau sei, wie viele Geschwister ich habe, in welche Schule ich gehe. Ich erzählte ohne Scheu. Als Herberts Großmutter plötzlich im Türrahmen stand und Herbert mahnte, das Holz, das sie für den Tischherd brauche, aus der Scheune hinter dem Haus zu holen, trat ich zu ihr, hielt ihr meine Hand hin und sagte Grüß Gott, ich sei einer von den neuen Nachbarn. Sie nickte nur und verschwand wieder im Dunkeln. Sie sei immer so »leutscheu«, sagte Herbert lachend und nahm mich mit in die Scheune, in der auf der einen Seite schon das erste frische Heu eingelagert war. Vor dem auf der anderen Seite bis zu den Deckenbrettern aufgeschütteten Brennholz, teils dicke Scheiter, teils dünneres Prügelholz, stand ein großer geflochtener Weidenkorb. Ich half, die etwa vierzig Zentimeter langen Aststücke einzuklauben. Ich wolle zum Teich hinunter, sagte ich. Herbert hatte noch zu tun, er wollte am Nachmittag nachkommen. Die Sonne stand schon tief, als er mit nacktem Oberkörper, aber mit langer heller Arbeitshose bekleidet, zum Schuppen auf den Damm kam. Ich saß allein, las in einem Sagenbuch. Wir schwammen eine große Runde im fast lauwarmen Wasser, ließen uns von der langsam untergehenden Sonne trocknen. Herbert war nicht sehr groß, aber gut durchtrainiert, mit beeindruckenden Muskeln an den Schultern und Oberarmen. Auf dem Weg hinauf auf den Höhenrücken erzählte Herbert von seiner Tischlerlehre. Er sagte, er sei seit fast zehn Jahren Waise und wohne seither hier bei den Eltern seiner Mutter. Sein Vater, der Fabrikarbeiter in Gratkorn gewesen war, sei im Krieg in Russland gefallen, seine

Mutter habe bis 1947 als Verkäuferin in einem Lebensmittelladen gearbeitet, dann sei sie krank geworden, sei in eine Lungenheilstätte gekommen und 1949 an Tuberkulose gestorben. Kurz bevor wir daheim waren, blieben wir bei einem Pferdefuhrwerk stehen. Es gehörte dem Bauern, der unmittelbar neben uns seinen Hof hatte, sein Sohn und die Schwiegertochter luden das frisch gemähte Grünfutter für die Rinder auf. Herbert scherzte mit den beiden, ich habe nicht alles verstanden, was sie sagten.

TAGEBUCH DES ALTEN ARZTES – Eintragung vom 16. März 1914. Wenn nur dieses gottlose viele Lesen nicht wäre. Diese Gewohnheit werde ich am schwersten los, obwohl sie mich vom Studium abhält und ich nach einer Stunde wahnwitzigen Lesens mich oft wie zerschlagen fühle und keinen Gedanken fassen kann. Am meisten leidet aber die Willensstärke.

ALLES HIER ERZÄHLTE ist frei erfunden, keine der Personen, auf die ich zu sprechen komme, gibt es oder hat es je gegeben, ich bin mir nicht einmal sicher, ob die hier mitunter recht genau beschriebenen und deutlich benannten Orte und Dinge und die Zeitangaben irgendetwas mit der Wirklichkeit zu tun haben. Auch das, was ich angeblich abgeschrieben habe, gibt es nicht. Mein Ich-Erzähler ist eine Einbildung, die mich an langen Abenden in den finsternen Monaten des Jahres regelmäßig überkommt. Durch ihn verliere ich mich beim Erzählen selber aus den Augen.

VON JUNI 1952 BIS MÄRZ 1953, das waren die Monate vor und nach dem Tod meiner Mutter, hatte mich meine Taufpatin, die älteste der Schwestern meines Vaters, bei sich

aufgenommen. Sie hatte noch im Krieg den alten Arzt geheiratet, der von 1926 bis 1945 der Primararzt der Heilanstalt der Krankenkasse der Bundesbahnen in Judendorf-Straßengel und bei der Bevölkerung so beliebt gewesen war, dass er gleich nach dem Krieg in der Marktgemeinde Gratwein eine Praxis für Allgemeinmedizin eröffnen konnte, obwohl er zuvor Mitglied der NSDAP gewesen war. Der Primar, wie er nach wie vor genannt wurde, wurde 1895 in Wien geboren, studierte dort Medizin und machte den Facharzt für Innere Medizin. 1936 wählten ihn die Mitglieder der Wissenschaftlichen Gesellschaft der Ärztinnen und Ärzte in der Steiermark zu ihrem Präsidenten. Der alte Arzt stand den Sozialisten nahe, deshalb hatte er auch die Stelle in der Heilanstalt der Krankenkasse der Bundesbahner bekommen. Mitglied der NSDAP wurde er im Sommer 1938 nicht freiwillig. Er wollte, erzählte meine Taufpatin mir nach seinem Tod, nicht aufs Spiel setzen, was er in den Jahren von 1926 bis 1938 aufgebaut hatte. Im Krieg wurde er, der vor allem in seiner Studentenzeit nie ein Hehl aus seiner Abneigung gegen Juden gemacht hatte, fälschlicherweise wegen seiner Physiognomie mehrfach von nationalsozialistischen Ärzten und Gemeinderatsmitgliedern als Jude denunziert. Im Bücherregal seines Wartezimmers lagen bis in die Mitte der Fünfzigerjahre britische Dokumentationsbroschüren über die Befreiung eines der KZs auf. Ich habe sie mir dort während des Aufenthalts in seinem Haushalt angesehen, lesen konnte ich damals noch nicht. Die Bilder von Leichenhaufen, von bis auf die Knochen abgemagerten nackten Frauen und den KZ-Wärterinnen, die die Leichen auf einen Lastwagen legen mussten, blieben in mein Gedächtnis eingebannt. Damals konnte ich nicht darüber reden, habe nicht nachgefragt. Nach dem Krieg gab es vom alten Arzt, sagte meine Tante, keine einzige antisemitische Bemerkung mehr.

AN EINEM TRÜBEN, SEHR SCHWÜLEN SONNTAG im Juli 1960 habe ich zum ersten Mal mit Heiner geredet. Er hat mich, da keiner seiner Freunde an den Reiner Teich gekommen war, aufgefordert, mit ihm eine Partie Schach zu spielen. Heiner war 29 Jahre älter als ich. Der Tischlergeselle Herbert, der nur selten mit zum Teich hinunter baden gegangen ist, warnte mich jedes Mal, wenn ich Heiner erwähnte: der Heiner sei schwul, ich solle aufpassen, der sei schon einmal gegessen, weil er einen kleinen Jungen in den Arsch gefickt habe. Für mich war das blödes Gerede. Ich nahm es Herbert übel, obwohl ich ihn im Grunde recht gut leiden konnte. Er war ein sehr fleißiger, kräftiger junger Mann, der Enkel des alten Kleinbauernpaares, das neben unserem Ferienhaus seine Keusche hatte. Ich war an jenem Sommertag schon am frühen Morgen schwimmen gegangen, hatte mein Handtuch neben dem Schuppen an der Brücke aufs Gras gelegt. Heiner, der den Urlaub immer bei seinen alten Eltern in St. Stephan bei Gratkorn verbrachte, kam am späteren Vormittag mit dem Fahrrad, begrüßte mich ein wenig mürrisch, zog sich im Schuppen um, sprang ins Wasser und schwamm eine weite Runde bis zum Schilf am anderen Ufer des Teiches. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, breitete er sein Handtuch neben meinem aus, legte sich auf den Rücken. Er war am ganzen Körper behaart. Heiner hätte mein Vater sein können, behandelte mich aber wie einen Gleichaltrigen. Er holte aus seiner schmutzigen Aktentasche ein Jausenbrot und das Schachspiel. Während er die Figuren aufstellte, lief ich zum Waldweg hoch und holte dort von einem offenen Brunnen mit einer Zweiliter-Weinflasche Quellwasser. Ich hatte das Schachspielen mit elf Jahren im Internat gelernt, stellte mich damals nicht sehr geschickt an, nur selten gelangen

mir gute Partien. Heiner fragte mich, was ich schon über die verschiedenen Eröffnungen wüsste. Ich hatte keine Ahnung. Heiner hatte viel Geduld mit mir, erklärte mir hin und wieder, welche Folgen der eine oder andere Zug hätte. Natürlich habe ich alle vier Spiele rasch verloren. Heiner tröstete mich, ich sei begabt. Er fragte mich über meine Kindheit, mein Elternhaus und meine Schule aus. Wir gingen wieder schwimmen, machten danach einen Spaziergang rund um den Teich. Es waren nur wenige Leute da, ein paar Jugendliche aus Gratwein, die ich flüchtig kannte, zwei Mädchen, die ich noch nie hier gesehen hatte, der alte Turner, der es sich auch bei Regenwetter nicht nehmen ließ, an einer ganz ebenen Stelle auf dem Damm seine Übungen zu machen. Einer der Jungen aus Gratwein hatte mir erzählt, dass der Muskelmann, der minutenlang auf einer Hand stehen konnte, bereits über sechzig Jahre alt sei. Er sei in der Zwischenkriegszeit immer wieder österreichischer Meister im Bodenturnen gewesen und habe bei den Olympischen Spielen in Berlin eine Silbermedaille gewonnen. Heiner grüßte den Turner, aber der verzog keine Miene. Heiner erzählte mir bei diesem Spaziergang, dass er keine gute Kindheit gehabt habe. Man könne es sich nicht aussuchen, wo einen das Schicksal ins Dasein werfe. Von diesem Satz war ich sehr beeindruckt. Er sei 1918 in Kapfenberg geboren und dort zur Schule gegangen. Mit neun Jahren habe er Tuberkulose bekommen und hätte insgesamt zwei Jahre in einer Lungenheilanstalt in Judendorf-Straßengel zugebracht. Seinen Vater, der Bahnarbeiter gewesen sei, hatten die Bundesbahnen 1929 nach Graz versetzt, wo er am Verschiebebahnhof beschäftigt war. Seine Mutter habe eine Stelle als Putzfrau am Grazer Hauptbahnhof bekommen. Die Eltern hätten 1956 die Keusche von Heiners Großon-

kel in der Nähe von Gratkorn geerbt und seien nach ihrer Pensionierung 1958 dorthin gezogen. Am Nachmittag kam einer der Freunde von Heiner an den Teich, auch er mit dem Fahrrad, ein Arbeiter aus der Papierfabrik in Gratkorn. Eine Weile hörte ich dem Gespräch der beiden zu, dann setzte ich mich zu den Jugendlichen aus Gratwein, die Karten spielten.

JEDEN DIENSTAG UND DONNERSTAG NACHMITTAGS zwischen drei und sieben Uhr machte der alte Arzt mit seinem schwarzen Auto in den umliegenden Dörfern Hausbesuche. Wenn er guter Laune war und er sich während seiner Mittagsruhe nicht über mich hatte ärgern müssen, nahm er mich mit. Ich saß immer schräg hinter ihm auf dem Rücksitz. Ich durfte mich nicht an der Lehne des Beifahrersitzes hochziehen, um nach vorne auf die Straße zu schauen. Seine alte lederne Ärztetasche hatte er neben sich auf dem Beifahrersitz stehen. Ein Karton mit Medikamenten und Spritzen stand neben mir. Es war meine Aufgabe, darauf zu achten, dass in Kurven und bei plötzlichem Abbremsen der Karton nicht verrutschte. 1952 gab es noch kein Autoradio. In mich versunken saß ich im Finstern. Die meiste Zeit schwieg der alte Arzt, aber an manchen Tagen erzählte er Geschichten aus seiner Studentenzeit, berichtete von den Lebensumständen der Patienten, die er aufsuchte, weil sie keine Kraft mehr hatten, zu ihm in die Ordination zu kommen. Am meisten beeindruckten mich die Fabeln und Sagen, die er vortrug, als hätte er sie auswendig gelernt. Er hatte eine angenehme, vornehme Stimme, viele der Worte, die er verwendete, kannte ich nicht. Ich traute mich nicht zu fragen, was sie bedeuteten. Wenn es dunkel wurde, strahlte in den Dörfern die Straßenbeleuchtung

ins Wageninnere. Neben der Asphaltstraße kamen uns die Lampen entgegen und fuhren rasch an uns vorbei. Der alte Arzt hatte immer eine Pullmanmütze auf. Wenn uns, was nicht oft geschah, ein Fahrzeug entgegenkam, sah ich, wie er blinzelte. Manchmal hob er die Hand und hielt sie gegen das Scheinwerferlicht, wie um es abzuwehren. Im Wageninneren war es kalt, die Heizung des alten Citroën funktionierte nicht richtig.

ZUR GEBURTSTAGSFEIER MEINER TAUFPATIN
im Mai 1960 hat mein Vater mich, wie immer, wenn er seine ältere Schwester besuchte, mitgenommen. Ich fühlte mich wohl in dem Haus, in dem ich neun Monate meiner Kindheit zugebracht hatte. Auf der Wiese vor dem Haus war ein langer Tisch gedeckt. Die Nachmittagssonne schien schräg über die rot und gelb blühenden Zierbüsche. Der alte Arzt saß in Gedanken versunken, die Sonne im Rücken, am Ende der Tafel, rechts von ihm meine Tante, links von ihm seine Schwester, eine außerordentlich schöne und elegante alte Dame, die extra aus Wien angereist war. Zwei jüngere Schwestern der Jubilarin, wie der alte Arzt seine Frau nannte, saßen neben ihr, mein Vater saß neben der Schwester des alten Arztes. Er war ein wenig unsicher, hatte seine Hände auf das Tischtuch gelegt, plauderte angeregt mit ihr. Sie war in der Zwischenkriegszeit eine berühmte Pianistin gewesen, verheiratet mit einem niederösterreichischen Holzhändler, der im Krieg gefallen war. Wir Kinder, mit mir meine zwei Cousins und ein Cousin, saßen am unteren Ende des Tisches. Von dem, was die Erwachsenen geredet haben, bekam ich nichts mit. Meine englische Cousine, ich nannte sie für mich so, weil ihr Vater angeblich ein englischer Besatzungssoldat gewesen ist, erzählte

heitere Geschichten aus dem Schülerhort, in den sie nach der Schule ging. Ich schaute während des Essens immer wieder hinüber zu den beiden schönen Frauen rechts und links vom alten Arzt: meine Taufpatin mit ihren langen, immer noch kohlschwarzen Haaren, und die etwas ältere Wiener Dame mit ihren kunstvoll aufgesteckten silbergrauen Haaren. Sie war kurz nach Mittag mit dem Zug angekommen, mein Vater hatte sie mit dem Auto vom Bahnhof abgeholt. Der alte Arzt, der schon einen Stock brauchte, um von der Haustür über die wenigen breiten Betonstufen hinunter auf den Kiesweg zu gelangen, ging lachend auf sie zu, die beiden umarmten einander, küssten sich, beide hatten Tränen in den Augen. Sie umarmte bei der Begrüßung auch meine Taufpatin, der ich anzumerken glaubte, dass sie etwas zurückhaltender war. Die oberen vier Knöpfe der weißen Bluse der Dame waren offen, das Dekolleté mit einem glitzernden Seidentuch bedeckt. Ich stand neben ihr, als sie das Halstuch wegnahm und ihre Bluse zuknöpfte. Ihre Haut war übersät mit rötlichen Sommersprossen, das Gesicht stark geschminkt. Nachdem ich ihr vorgestellt worden war, nahm mich die Tochter des alten Arztes an der Hand und zog mich unter die dicht bis zum Gras herunterhängenden Äste der Trauerweide, die fast die ganze vordere Hälfte der Wiese vor dem Haus einnahm. Wir setzten uns auf die Bank, die um den Stamm herum gebaut war. Meine Cousine flüsterte mir, die Augen verdrehend, zu, ihr Vater und seine Schwester hätten einander als Kinder sehr, sehr geliebt. Das Essen wurde von der Haushälterin und deren Schwester serviert. Die beiden jungen Frauen hatten hellblaue Schürzen umgebunden, wie Krankenpflegerinnen, dachte ich. Die Essenszeremonien waren mir zu aufwendig, ich schlang hinunter, was mir auf den Teller gelegt wurde.

Die Haushälterin stieß jedes Mal, wenn sie sich neben mir vorbeugte – mit Absicht, wie ich glaubte – mit ihrem Busen an meinen Kopf und lächelte boshaft, weil ich rot anlief. Nach Kaffee und Nachspeise brachte meine Taufpatin ein paar alte Fotoalben an den Tisch, meine Cousine musste einen Karton voll Fotos aus dem Haus holen. Ich stand eine Weile neben meiner Taufpatin. Der alte Arzt gab zu den Bildern aus seiner und seiner Schwester Jugendzeit Kommentare ab, ich schaute, wie ich das immer noch bei sogenannten Familienfotos gewohnt bin, nur auf die Gesichter und die Kleidung der abgebildeten Personen. Bei den losen Fotos war auch ein Briefumschlag mit einigen Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus der Zeit, in der der alte Arzt Primarius der Lungenheilanstalt in Judendorf-Straßengel war. Die Aufnahmen, die ihn bei der Arbeit zeigten, wirkten gestellt. Besonders aufgefallen ist mir ein postkartengroßes Gruppenbild mit den Patienten und dem Personal der Heilanstalt. Ich habe es sehr lange angesehen. Der alte Arzt hatte ein junges Mädchen auf dem Schoß, oder war es ein Junge, ich konnte das nicht so genau erkennen. Vor den beiden ein Schild, auf dem – das konnte ich nur entziffern, wenn ich das Foto ganz nahe an meine Augen hielt – standen, mit Kreide untereinander geschrieben, die Worte *Heilanstalt Judendorf Nikolofeier*, und ganz unten die Jahreszahl 1928. Von diesem Foto gab es mehrere Exemplare. Ich habe eine sehr schöne Porträtaufnahme von meiner Taufpatin, ein Bild vom alten Arzt aus der Lungenheilanstalt und eine dieser Postkarten von der Nikolofeier mitgehen lassen.

TAGEBUCH DES ALTEN ARZTES – Eintragung vom 24. Juni 1914. Stieg abends, wie die Abende jetzt immer, ins Bodenzimmer hinauf und sprach mit Schwung über den Liberalismus. Es war schon halbdunkel. Da – ich weiß nicht, was mich ankam – erinnerte ich mich plötzlich des Bildes der Angst, das ich einmal in der Jugend gesehen hatte: Ein graues, verhutzeltetes Wesen – man weiß nicht, ob Affe oder Mensch – hockt mit an den Leib gezogenen Beinen und starr aufgerissenen Augen in der Ecke eines großen Sophas [*sic!*]. Und plötzlich begann ich zu schildern, was mir wie eine Vision vor die Augen getreten war. Sprach leise und ängstlich, dann laut und erregt, und schließlich schlich mir ob meiner Schauspielerei ein heißes Schauern den Rücken hinan. Ich war in der Stimmung, ganze Romane, nie Erlebtes zu schildern! Vielleicht zu viel heute studiert und [*zwei Stenokürzel!*]

ALS HEINER SEINEN AUFENTHALT in der Lungenheilanstalt erwähnte, kam mir das Foto von der Nikolofeier 1928 in den Sinn, das ich bei der Geburtstagsfeier meiner Tante entwendet hatte. Ich überlegte ein paar Tage. Die Bilder hatte ich in meiner Schultasche in die Ferien mitgenommen; warum, das weiß ich nicht mehr. Schließlich überwog die Neugier, ob Heiner auf dieser Aufnahme abgebildet war, und wenn ja, ob er sich wiedererkennt. Ich legte das an den Rändern leicht aufgebogene postkartengroße Foto in mein dickes Buch, das ich in jenen heißen Juliwochen fast täglich zum Baden an den Teich mitnahm. Es war ein seltsamer Roman, in dem von einem Adeligen erzählt wurde, der sich einen sehr groß gewachsenen und bärenstarken Diener hielt und einem Zigeunermädchen verfallen war. Heiner kam an jenem Tag erst am Nachmittag.

Am Liegeplatz neben der Hütte hatten mehrere Bekannte von mir ihre Handtücher ausgebreitet, der Hutmacher-geselle Othmar mit seiner zarten dänischen Freundin, die er bei einer Modemesse im Schloss Helsingör kennenge-lernt hatte, die athletische Hilde H., die ich sehr verehrte, obwohl ich kaum etwas von ihr wusste, weil sie nicht mit mir reden wollte – ich war ihr zu jung und für mein Alter zu verdorben, ein älteres Ehepaar, das, wenn nicht so viele Leute da waren, nackt ins Wasser ging, dazu die zwei Buben der Wirtsleute, deren Gasthof genau gegenüber dem kleinen Damenstift lag. Sie hatten damals zum ersten Mal Feriengäste aus Nordrhein-Westfalen, ein Arbeiterhepaar mit Kind. Ihren Opel Kapitän hatten »die Deutschen« stolz vor dem Gastgarten abgestellt. Dem zwölfjährigen Mäd-chen, das mit den Buben mitgekommen war, grauste es vor dem lehmigen Wasser, um keinen Preis wollte es da hin-einspringen. Heiner lehnte sein Fahrrad ein paar Schritte entfernt an das dichte Weidengebüsch. Ich zog mein Hand-tuch ein Stück weiter an die Rasenkante, machte ihm so zumindest einen Sitzplatz frei. Wie immer ging er zuerst ins Wasser, schwamm zwei oder drei Runden, trocknete sich dann ab. Er legte sein Handtuch so weit auf den Weg hinaus, dass die vorbeischlendernden Badegäste über seine Beine steigen mussten. Es traute sich aber niemand etwas zu sagen. Er erzählte, dass seine Eltern am Vormittag von einer Nachbarin Besuch bekommen hatten, deren Mann wegen seiner Trunksucht im ganzen Dorf gefürchtet war. Sie hätte ein zerschlagenes Gesicht gehabt. Heiner habe sie zum nächsten Gendarmerieposten begleitet, deshalb habe er sich verspätet. Es war sehr heiß. Ich hatte mich wie mei-ne Bekannten mit Olivenöl eingeschmiert, deshalb ließ ich mein Buch im rot-schwarz karierten Seesack, den ich

immer bei mir hatte. Plötzlich setzte sich Heiner auf, wollte mit mir eine Partie Schach spielen. Hilde meinte, mit ihr traue er sich wohl nicht zu spielen. Heiner lachte. Ich sei talentierter, meinte er, mit mir zu spielen sei ungefährlicher und habe mehr Zukunft. Hilde streckte ihm die Zunge her-aus, nahm ungeniert ihr Bikinioberteil ab und legte sich auf den Bauch. Die drei Kinder aus dem Gasthof gingen zur Quelle und weiter hinauf in den Wald. Ich erzählte Heiner von dem Foto, das ich bei meinem Onkel gefunden hatte. Ob er es sehen wolle?

OFT WAR DIE ERSTE STATION der nachmittäg-lichen Krankenbesuchsfahrt das Sanatorium im Schloss Plankenwarth. Der alte Arzt kannte die greise, sterbens-krankte Gräfin Anna-Maja Scarpatetti aus seiner Studienzeit in Wien. Obwohl ich nicht genau wusste, was das bedeute-te, bildete ich mir ein, er sei damals ihr Liebhaber gewesen. Der alte Arzt stellte seinen Wagen beim Tor der sogenann-ten Ludwigsburg ab, einer Art Vorburg zum eigentlichen Schloss, die gerade renoviert wurde und als Wirtschaftshof dienen sollte. Das düstere Gemäuer war mir unheimlich, aber auf dem Weg dorthin durchquerten wir einen men-schenleeren hellen grünen Talgrund, der rechts und links umschlossen war von bewaldeten Hügelketten. Der Berg vor uns, begann dort eines Tages der alte Arzt eine Erzäh-lung, werde im Volksmund »Die Generalin« genannt. Ein Patient habe ihm vor fünfundzwanzig Jahren eine seltsame Geschichte über diese Generalin erzählt. Vor vielen Jahren hätten die Osmanen versucht, das christliche Abendland zu erobern. Das seien Mohammedaner gewesen, die von ihrem Propheten den Auftrag erhalten hätten, auf der ganzen Welt ihren Glauben zu verbreiten. Sie seien von der Türkei aus

mit gewaltigen Heerscharen immer weiter in den Norden und schließlich auch in die Steiermark vorgedrungen. Die Grazer Bevölkerung habe sich hinter die Festungsmauern um den Schlossberg zurückgezogen. Sie hätten alle Angriffe der Türken abgewehrt. Die osmanischen Truppen hätten rundum das Land verwüstet, hätten gemordet und gebrandschatzt. Aus Salzburg sei ein Bataillon in Eilmärschen durch das Murtal nach Süden gezogen. Der General Fürst Hermann von Lautenbach habe das Bataillon kommandiert. Seine schöne, groß gewachsene Frau habe ihn im Tross begleitet. Er sollte seine Streitkräfte im Norden von Graz mit Truppen aus Wien und Niederösterreich vereinigen, um die Türken zu vertreiben. Unterhalb der Burg von Gösting hätten die Türken mit Bogenschützen und berittenen Soldaten das Bataillon angegriffen, der General sei gefallen, die Türken hätten mit ihren Krummsäbeln seinen Leichnam in Stücke gehauen. Die in die Flucht geschlagenen Salzburger Soldaten hätten sich auf einem Feld in der Nähe von Plankenwarth versammelt. Dort habe die Frau des Fürsten Hermann von Lautenbach eine leidenschaftliche Rede an die Soldaten gehalten und diese aufgefordert, die Türken noch einmal anzugreifen. Die osmanischen Streitkräfte wurden besiegt. Auf dem Schlachtfeld hätten die Bauern die schwer verwundete mutige Dame gefunden und ins Schloss Plankenwarth gebracht. Dort sei die Generalin, wie sie von nun an genannt wurde, an ihren schweren Verletzungen gestorben. Man habe sie hier auf der höchsten Erhebung der Gegend nahe dem Gipfelkreuz des Brennkogels begraben. Seitdem heiße der Berg »Die Generalin«. Die wahre Geschichte der Generalin sei aber eine ganz andere, sagte der alte Arzt, er wolle sie mir ein andermal erzählen.

TAGEBUCH DES ALTEN ARZTES – Eintragung vom 2. Juli 1914. Gestern letzte Schule. Samstag Zeugnisverteilung. Den nächsten Samstag, 11. d. M., mündliche Reifeprüfung. Bis dahin zu lernen: die ganze Geschichte, Bürgerkunde, Deutsch und Geographie, Mathematik und Latein (Biographien) zu wiederholen. In der Frühe des gestrigen Tages ist Papa als definitiver Betriebsleiter nach Leopoldsdorf gefahren. Wir erfuhren es gerade bei meinem Geburtstagsessen. Mädels waren freudig überrascht. Wir alle werden Lundenburg leicht verschmerzen! Habe jetzt nur mehr zwei Gedanken: Matura und Reise.

AUF DEM FOTO VON DER NIKOLOFEIER der Heilanstalt der Krankenkasse der Bundesbahnen in Judendorf-Straßengel aus dem Jahre 1928 hat sich Heiner gleich wiedererkannt. Er ist der Junge in der mittleren der fünf Reihen, einer der etwa 50 Lungenkranken auf diesem Bild. Der Pfleger Paul aus Hartberg und eine der vier Krankenschwestern der Anstalt, die lustige Renate, hatten sich verkleidet. Sie ist der kleine Krampus, in der ersten Reihe ganz rechts stehend, in einem schwarzen Mantel, der ihr viel zu groß ist. Sie hat eine Teufelsmaske vor dem zur Seite geneigten Gesicht, die Rute hält sie im Arm wie einen Blumenstrauß. Er ist der Nikolo, links außen, ganz in Weiß gekleidet, mit Bischofsstab und Bischofsmütze, weiß geschminkt, das Gesicht von den Ohren abwärts mit einem weißen Wattebart umrahmt. Die drei anderen Krankenschwestern sitzen in der ersten Reihe, zwei ältere, Mathilde und Trude, links von den beiden Ärzten, Anni, die jüngste von allen, rechts. Alle drei haben die Hände im Schoß übereinandergelegt. Auf dem rechten Knie des alten Arztes sitzt ein Knabe mit einem Mädchengesicht. Vielleicht ist es

»Ich habe mir mit diesem Buch eine Welt erfunden, in der ich noch nie war: Ich erzählte vom alten Arzt und habe aus seinen Tagebüchern abgeschrieben, berichtete von meiner Cousine und von meiner Taufpatin, von meinem väterlichen Freund Heiner, von Freunden und Bekannten aus meiner Jugendzeit. Ich habe mir eine Gesellschaft ausgedacht, die es so nie gab. Wie vertraut mir das alles jetzt ist, nachdem ich es aufgeschrieben habe. Am Ende werde ich noch glauben, das alles hat mit meiner Lebensgeschichte zu tun. Ich werde jetzt noch einmal die genannten Orte aufsuchen und feststellen, dass ich nicht ganz daneben lag, als ich meine Geschichten dort angesiedelt habe. Auch würde ich gerne noch einmal die eine oder andere der Personen, die ich in meiner Phantasie aus der Dunkelheit auftauchen habe lassen, treffen, aber die meisten sind schon gestorben. Ich müsste wohl versuchen, hinter den Horizont dieser Heimat zu gelangen.«

Manfred Mixner

Manfred Mixner, geb.1947 in Graz, lebt in Südschweden. 1970/71 Kulturredakteur der Grazer NEUEN ZEIT, 1972 Mitarbeit am Grazer Schauspielhaus, 1973-79 freier Journalist, 1979-83 Abteilungsleiter für Literatur und Hörspiel im ORF Graz, 1984-86 Abteilungsleiter für Ö1-Radioliteratur in Wien, 1987-2002 Leiter der Abteilung Hörspiel und Radiokunst am Sender Freies Berlin. Lehrtätigkeit in Salzburg, Klagenfurt, Berlin und Jena. Seit 2002 im Ruhestand, schreibt Essays, Erzählungen und Romane.

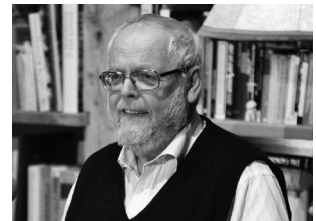


Foto: Wilfried Gottward

Manfred Mixner in der edition keiper



Geschichten von Anderen
Feuilletons über Autoren

232 Seiten, broschiert
€ 19,90 (A) / 19,36 (D)
ISBN 978-3-903144-01-9

Tote Musik
und andere Erzählungen

168 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-902901-78-1



Roman
Reise nach Abydos

180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-902901-52-1
edition keiper 2014

Der Ziegenkopf
Kriminalroman

216 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-902901-24-8
EUR 18,70 (A) | 18,19 (D)
edition keiper 2013



Verstrickt in Geschichten
Versuche, Reden, Miscellen

170 Seiten, broschiert
ISBN 978-3-9503343-0-2
EUR 16,50 (A) | 16,05 (D)
edition keiper 2012

